

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 96.

Sonntag, 25. April.

1915.

Klippen.

(3. Fortsetzung.)

Roman von Helene Scheide-Keller.

Nachdruck verboten.

III.

Der kalte Winter hatte nun auch in Berlin seine Herrschaft angetreten. Der Schnee schmolz auf den Straßen; aber auf den Dächern behauptete er sich stolz und hing in weichen Flocken an den entblätterten Linden auf dem Potsdamer Platz.

Die Menschen froren und schimpften und bahnten sich mühsam zwischen aufgespannten Regenschirmen, Elektrischen, Automobilen und Fuhrwerken einen Weg.

Es war ja in Berlin immer dasselbe Gassen und Gagen, dasselbe Bild starken Lebens und Schaffens, ob die Julisonne über den Häusern brannte oder der Winternebel über den Straßen lagerte, ob die Menschen, die ihrer Arbeit nacheilten, über Hitze, über Regen oder Kälte klagten. Das Riesenrad des Lebens stand wie still.

Nidlings Augen schweiften über den Platz; er blieb stehen, ohne sich um den kalten Regen zu kümmern, der jetzt zu fallen begann. Er liebte dies buntbewegte Treiben, das gärende Leben und horchte auf den raschen, kräftigen Pulsschlag der Großstadt.

Ihm war heute auch besonders froh zumute, denn es war der Tag, an dem er jede Woche Gilde Roswald besuchte.

Nidling war ein anderer Mensch geworden.

Die Welt fühlte es und schrieb diese Wandlung dem durchschlagenden Erfolg seines letzten, in den Sommermonaten verfaßten Romans zu. Er war nun der gefeierte Dichter, um dessen Gunst sich jeder bewarb. Frauen schwärmten für ihn und sandten ihm Blumen und zärtliche Briefe. Journalisten baten ihn um „Interviews“, angehende Schriftsteller um Protektion, Wohltätigkeitsfeste um seinen Namen und seine Mitwirkung.

Das Kupfergeld der Volkstümlichkeit mußte mit dem lauterem Gold des Ruhms in Kauf genommen werden.

Der Schaffensdrang, der ihn unter Gildes Einfluß erfaßt hatte, hielt stand. Er arbeitete wie noch nie und gab kein Manuskript mehr in Druck, ohne es vorher mit ihr besprochen zu haben.

Sie gehörte nicht zu den engherzigen Frauen, die eifersüchtig auf die Zeit sind, die der Mann nicht ihnen, sondern anderen Interessen widmet. Sie hemmte ihn nicht in seinem Fluge, sie trieb vielmehr durch ihren Glauben an ihn seine Gaben und Kräfte zur vollen Entfaltung.

Nidling war sich der Wandlung, die in ihm vorging, bewußt.

„Ist es nicht seltsam“, hatte er noch bei ihrer letzten Begegnung gesagt, „ein Mann in meinen Jahren, mit meiner Erfahrung, mit dem Gefühl, in sich gefestigt und über alles hinweggewachsen zu sein, was die Menschen in Liebe und Leidenschaft durcheinander wirft — ein solcher Mann wird bis auf den tiefsten Grund seines Wesens durchdrungen von einer Liebe, deren er sich

selbst nie für fähig gehalten hätte. Gilde, das ist mehr als seltsam, das ist ein Wunder.“

Und als ein Wunder hielt er es heilig, und als ein Wunder füllte es die Einsamkeit seiner Seele mit der Hochflut der Leidenschaft und den Sonnengeweben der Liebe.

Er war nicht mehr der Stürmer und Dränger, der Grübler und Träumer, der in sich gekehrt auf dunklen Pfaden schritt. Wenn ihn die alte Verzagtheit übermannen wollte, ging er in Gildes Wohnung — dort wartete das Glück.

Sie saß am Fenster und malte mit Seidenfäden Gedenken auf eine weiße Decke. Röschen machte Schularbeiten im Nebenzimmer. Und er hatte immer denselben Platz Gilde gegenüber, mit dem Blick auf den Garten, in dem die Sonnenstrahlen durch die Kuppeln der Kastanienbäume zitternde Kreise auf den Rasen warfen.

Manchmal auch ging sie zu ihm, und ihm war jedesmal dabei, als ließe sie in seinem Haus den Frühling zurück.

Aber die zwischen ihr und seiner Frau im Mauerthal angeknüpften Beziehungen waren nicht weiter fortgeschritten. — Erna Nidling schien auf ihrer Meinung, Gilde Roswald sei eine unbedeutende Frau, beharren zu wollen, und ihrerseits hatte Gilde für die Schmetterlingsnatur der anderen nicht viel Verständnis. So blieben sie sich innerlich fremd, während mit jedem Tag das Verhältnis zwischen Nidling und Gilde sich tiefer und fester gründete.

Woche auf Woche verging. Der Frühling kam und mit ihm das Liebesjauchzen der Natur.

Nidling schien es, als erlebte er ihn zum ersten Male.

Er sah, wie die Vögel ihre Nester bauten und wurde wehmütig und dachte: „Ob wir nie zusammen bauen werden — sie und ich?“

Er hörte, wie sie sangen, und ihre Lieder jubelten in seiner Seele nach und erfüllten sie mit Liebe und Sehnsucht.

Am Morgen, wenn er erwachte und die Sonne ihm ins Zimmer strahlte, ward sein erster Gedanke: „Sie ist meine Sonne; ich bin selbst durch sie ein Stück Sonne geworden!“

Wie ungewandelt war das Leben — so farbenjalt — so melodienreich! Die Klippen verschwanden — der Nebel gehoben — alles Licht, Wärme und Glück.

Und das alles durch sie!

Sie hatte das vollbracht — dem Märchen vom Glück, das heimatlos unter den Menschen umherirrt, in ihrem Herzen eine Heimat gegeben.

Es gab Augenblicke, wo er auf dem Leben ruhte, wie auf einem Segler, mitten im lichtumflossenen Meer — und nichts mehr begehrte. Es kamen aber auch Stunden, da er sich sehnte nach Zärtlichkeit, da er dachte: „Wenn ich nur einmal könnte ihre Stirn streicheln — ganz leise — und dann die Wangen — so sanft, als sei

sie mein Kind — und dann das weiche, runde Kinn, und dann die sonnigen Augen — sie schließen — o! nur einmal mit einem Kuß — daß sie voll von meiner Liebe sein müßten, — wenn sie sich wieder öffneten! Aber vielleicht wäre dies Glück zu groß. Vielleicht könnte ich es nicht ertragen!"

Manchmal nahen finstere Stunden, in denen die Gewalten, die die Menschheit beherrschen, an seiner Seele rüttelten, in denen die Leidenschaft ihn packte und sein Innerstes aufwühlte. Da schüttelte er die Ketten, die das Gesetz ihm aufgezwungen hatte, empfand seine Ehe als ein schweres, nutzloses Lastwerk, das mitgeschleppt werden mußte, und alles in ihm lebte nach der Liebe — der anderen.

Gab es keinen Ausweg? Würde sie nie sein werden — ganz sein — nur sein?

Vielleicht — — vielleicht — —

Und dann begann er wieder zu hoffen — zu wünschen — zu begehren.

Sein Gewissen regte sich nicht. Es ward ihm nicht bewußt, daß er mit solchen Gedanken seiner Frau die Treue brach — eine Liebe, wie er sie sich früher nicht einmal hätte träumen können, hatte den ganzen Menschen in ihm ergriffen und trieb ihn unaufhaltsam weiter, ohne daß er versucht hätte, sich gegen den Strom zu stemmen.

Aber wenn die Leidenschaft in ihm zu mächtig wurde, dann dachte er: „Ach — wäre sie hier und könnte die Hand mir aufs Herz legen — die bösen Wünsche würden verstummen — es würde auf einmal ganz still.“

Auch in Gilda Roswald hatte sich eine Wandlung vollzogen.

Sie war in den kurzen Jahren ihrer Ehe in ihrem Herzen ein Mädchen geblieben, jetzt wurde sie ein Weib.

Etwas Großes, Mächtiges, dem gegenüber sie wehrlos war, hatte vollen Besitz von ihr genommen. Sie lebte nur noch für die Stunde, in der er kommen würde — und zehrte Tage nachher daran.

Sie meinte: „Und wenn er alt und krank und ein Krüppel würde, ich müßte ihn noch viel mehr lieben — denn dann würde er mich noch viel mehr brauchen.“

Und wenn er kam, schlug ihr Herz ihm entgegen, weil er jung, schön, gesund — ach nein! weil er eben „Er“ war — und wenn er ging, zitterte, tönte, stürmte das Glück in ihr nach, sie lachte über sich selbst: „Werde ich nie vernünftig werden und mein inneres Gleichgewicht behalten, wenn er meine Hand in der seinen hält — werde ich nie seinen Schritt auf dem Gang und seine Stimme hören können, ohne zu jubeln, daß mir das Herz fast vor Wonne bricht.“

Sie verträumte die Abendstunden, wenn alles um sie her still geworden war. Setzte sich auf den Stuhl, auf dem er geessen — lehnte den Kopf gegen das Kissen, das er benutzt hatte — schalt sich dumm und kindisch — und tat es doch — konnte es nicht lassen — und wünschte: „Wäre ich nur er selbst — dann wäre ich immer bei ihm!“

Manchmal regten sich in ihr die alten Bedenken, und sie fragte sich mit heißem Bangen: „Wohin soll das führen?“

„Zur Klippe“, hatte er einst geantwortet, „aber jenseits liegt das Glück.“

Sie war zusammengezuckt, hatte geschwiegen — doch seither verfolgte sie das Bild — das Glück, das wie ein Glück Paradies — verlockend sich jenseits erstreckte — würden sie nie Hand in Hand dahin gelangen —?

Daran aber durfte man nicht denken. Das war ein Unrecht. Davor lagen die Fesseln und geboten Halt zu machen.

Und die Klippen waren nicht nur die Gesetze, die die Welt aufstellt, — es waren die inneren Stimmen, die darauf antworteten.

Er hatte eine Frau. Das mußte die Norm für ihre Liebe sein. Deshalb, wenn er da war, kämpfte sie mit eisernem Willen ihre Erregung nieder — zwang sich

zu ebenmäßiger Ruhe — und nichts in ihrem Wesen verriet die Gewalt der Leidenschaft, die ihr Inneres beherrschte.

Das war das Lösegeld, das sie ihrem Gewissen zahlte.

Das waren die Kämpfe, die sie zerrissen in Stunden, da Ridding sehnsüchtig ihrer gedachte und andere Kämpfe mit sich selbst ausfechten mußte.

Er litt als Mann — sie als Frau — und beiden brachte doch die Liebe das höchste Glück.

— So vergingen wieder die Wochen, bis der Juni dem Frühling folgte und beide mit hochgespannten Seelen dem Aufenthalt im Rauental entgegenliefen.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Nicht wer viele Ideen, sondern wer eine Abarzeugung hat, der kann ein großer Mann werden. Cotta.

Die erste Woche Brotkarte.

Man schreibt uns aus Wien: Wie es gegangen ist? Ausgezeichnet, natürlich. Obwohl — und ich will das unseren deutschen Freunden nicht verhehlen — wir alle ein bißchen Lampenfieber vor dieser kulinarischen Premiere hatten. Freilich galt es ja nur für die Hälfte Einwohner so und so viele Wochen später nachzuholen, was uns Berlin für die doppelte Wagenanzahl so und so viele Wochen früher vorgemacht hatte. Aber Berlin ist Berlin und Wien eben Wien! Wir haben gewiß eine Menge guter und schätzenswerter Eigenschaften, unter anderen auch Selbsterkenntnis und Selbstbescheidenheit. Doch gerade die sagten uns, um mich philosophisch auszudrücken, daß das Wort Organisation kein „Austriazismus“ ist. Allmählich aber bürgert sich diese schöne, norddeutsche Vokabel doch auch bei uns ein. Also ging es. Die Schulleiter verteilten die Brotkarten, die auf genau die gleiche Ration wie in Deutschland lauteten. Die Hausbesorger (selbstverständlich die Hausbesorger!) stellten sie den Parteien zu. Und — denken Sie: so weit sind wir schon! — niemand, niemand in der Zwei-Millionen-Stadt (ich habe ganz genau aufgepaßt) gab dem Hausmeister dafür ein Trinkgeld.

Tja, Trinkgeld! Früher einmal, vor langen, langen neun Monaten, also in Alt Wien, da gehörten ins Laufenbudget 10 Heller für den Ober, 6 Heller für den Zuträger, 4 Heller für den Pikkolo, der einem, weil er zu klein war, zwar nicht in den Allerod hinein half, aber immer hinein helfen wollte. Jetzt ist das, wie so vieles andere — und besser — geworden, und namentlich das Pikkologewerbe ist sozusagen auf dem Hund, obwohl zu seiner früheren Vornehmheit noch eine andere getreten ist: „Eins abzuwidern, bitte?“ Nämlich eine Brotmarke. Das Geschlecht tut nichts zur Sache, wie auch nicht „gezwikt“, sondern ganz kommunitätlich mit der Schere geschnitten wird. Tut nichts! Die Hauptsache bleibt, daß die Sache klappert, daß die Wiener sich rasch an die Brotkarte gewöhnen und daß die zahllosen Brotverkaufsstellen, Bäder, Greisler, Milchmeier usw. genügend Brot parat haben, und daß — das Allerwichtigste! — die Wiener im Durchschnitt ihre Wochenration nicht einmal aufbrauchen. Nämlich: das K-Brot ist keine Kaisersemmel, wie ja auch — um es gleich hinzuzufügen — der Krieg kein Friede ist, und die Wiener, die Mittelstandswiener sehr verwöhnte Herrschaften in Punkto Küche, besonders aber Gebäck, haben ihren Brotkonsum eingeschränkt, weil ihnen das Weizenmehl nicht so schmeckt wie Weizen. O, bitte, Sie brauchen die Wiener deshalb nicht zu bedauern. Ich tue es auch nicht, zumal das K-Brot gar nicht zu verachten ist; ich sehe darin nur die erfreuliche Tatsache, daß wir bei diesem Unterkonsum noch viel gewisser „durchhalten“ werden als so.

Freilich, nicht alle sind in dieser glücklichen Mittelstandslage, gar noch zuviel Brot zu haben. Es gibt eine Menge Leute, für die die Maximalration nicht hinreicht. Und daß man diesen geholfen hat, ist unvergleichlich wichtiger als das Versprechen einer Besserung der Mehlmischung. Man hat ihnen geholfen, den kleinen Leuten, Hausknechten, Dienern, Bauarbeitern, die zwischen Frühstück und Mittagessen und ebenso zwischen Mittag- und Abendbrot eine Zwischenmahlzeit um 10 Uhr und um 4 Uhr einzuschließen pflegten, be-

stehend aus einem wingigen Stückchen Butter, Diptauer oder einem sonstigen billigen Käse und — einem Viertel Laib Brot: Zu einer Nebenmahlzeit so viel wie jetzt für den Tag. Diesen Leuten hat man geholfen. Nämlich: die Maronibrater lehren zurück. Das heißt: vom 1. November bis 31. März sind auf allen Wiener Plätzen, Straßen und in den Gärten Stände errichtet, bestehend aus einem kleinen, runden, schwarzen Eisenofen, in dem der Maronibrater, ein italienischer Bursche, der gewöhnlich nur Tschechisch spricht, Obstastanien (Maroni), Apfel und Kartoffeln auf glühenden Kohlen brät. Dieser „Maronibrater“ lehrt nun wieder. Und zwar als ausschließlich Kartoffelbrater, was zwar weniger poetisch als der Maronibrater, aber im gegenwärtigen Augenblick entschieden nützlicher ist.

Dr. H. W.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Soldatenleben in Polen. (Originalbrief.) „Nordöstl. R. (r. Polen). Die meisten zu Hause ahnen gar nicht, was unsere Soldaten und Pferde hier in diesem Schlamm aushalten, besonders die Infanterie. Zwei Tage liegt sie in sogenannten Schützengraben, soweit man solche bei dem Schlamm bauen kann; unten im Wasser stehend und von oben durch Regen naß, muß sie besonders nachts stets eines russischen Angriffs gewärtig sein; dabei kann warmes Essen nur nachts hergebracht werden. Werden sie nach zwei Tagen abgelöst, kriechen sie mit nassen Kleidern in die Scheunen und liegen in der Zugluft auf spärlichem Stroh und Heu, das nur in geringen Mengen vorhanden ist. Verschiedene von uns Offizieren erfahren, daß viele Leute in Deutschland unzufrieden werden, weil wir hier nicht vorwärts kämen! Wir möchten wünschen, daß diese Leute nur selbst mal eine Woche in solchen Schützengräben zubrachten, dann würden sie anders reden.“

Der Kampf gegen die Schwindsucht im französischen Heer. Ein Erlass des französischen Ministers des Innern vom 10. April ist den „Verwundeten der Schwindsucht“ im französischen Heere gewidmet, allen den zahlreichen Unglücklichen, die, wenn nicht besondere Maßnahmen getroffen werden, einem sicheren Tode entgegengehen, mag auch die feindliche Kugel sie verschonen, und die außerdem noch in den gefährlichsten Gegenden Frankreichs furchtbare Herde der Ansteckung schaffen. Um das französische Heer vor der schweren Gefahr, die ihm durch die große Zahl der Lungenkranken droht, zu schützen und zugleich etwas zur Heilung dieser Armen zu tun, regt der Minister die Schöpfung von einer oder mehreren Kolonien für Lungenkranke in jedem Departement an, an Stellen, „die in bezug auf gute Luft und Sonne besonders dazu geeignet sind“. In diesen Kolonien sollen die lungenkranken Soldaten Aufnahme finden, deren Krankheit sich im Laufe ihrer Dienstzeit herausgestellt hat, aber auch die Ausgemusterten, bei denen man bei der militärischen Untersuchung die Krankheit erkannt hat. Die lungenkranken Soldaten sollen mit leichter Arbeit, besonders beim Ackerbau, beschäftigt werden und so lange dableiben, bis der Kranke selbst außer Gefahr ist und auch für seine Nebenmenschen keine Gefahr mehr bedeutet. Edouard Herriot, der im „Journal“ diese ministerielle Maßregel als einen wichtigen Anfang im Kampf gegen die Schwindsucht im französischen Heer begrüßt, bittet reiche Menschenfreunde, die Gründung dieser Kolonien durch große Zuwendungen zu unterstützen, denn die Kosten werden außerordentlich bedeutend sein, und der Staat kann sie nicht aufbringen. Schwierig ist auch die Art der Organisation, denn die schweren Schwindsuchtsfälle tiebriger Natur müssen von den Leichterkranken getrennt werden, und ein gutes Wärterpersonal ist notwendig, das jetzt kaum zu beschaffen ist. Man verspricht sich aber viel von der Bezeichnung „Verwundete der Tuberkulose“, denn die Kranken werden hier gleichsam den auf dem Schlachtfelde Verwundeten an die Seite gestellt; die Eitelkeit der französischen Frauen wird wachgerufen, „denn man pflegt lieber einen Verwundeten als einen Kranken“. Die Lungenkranken-Kolonien sollen „die Rolle eines Filters zwischen dem Militärhospital und der Familie bilden“. Das heißt: man hofft mit Hilfe der jetzt vorhandenen militärischen Organisationen möglichst viele Schwindsüchtige, die bisher mit den Thoren zusammenlebten und so den Krankheitskeim immer weiter schleppten, abzusondern und unschädlich zu machen. „Auch vor dem Kriege gab

es bei uns Tuberkulose wie Trunksucht“, sagt Herriot. „Aber wer davon sprach, war ein Prediger in der Wüste. Vergebens haben wir immer wieder darauf hingewiesen, welche furchtbare Verwüstung diese Krankheit im Heere anrichtet, vergebens wiederholt, daß die Schwindsucht in Frankreich viel häufiger ist als in jedem anderen Lande, vergebens betont, daß die Schwindsucht, selbst mit dem Kriege verglichen, die größte Seigel der Menschheit sei. Vergebens haben wir gezeigt, welche günstige Folgen der Kampf gegen diese Krankheit in anderen Ländern hatte. Die Franzosen haben sich an dieses schleichende, stille und unheimliche Übel gewöhnt, obwohl es eine Tatsache ist, daß diese Kranke in unserem Lande allein während des 19. Jahrhunderts mehr als 10 Millionen Opfer gefordert hat, also viermal so viel wie der Krieg und die gefürchtete Cholera zusammen. Wir alle fühlen es: am Tage nach dem Frieden wird das Gespenst der Entvölkerung sich furchtbarer erheben als jeder andere Schrecken. Frankreich, das jetzt den Versuch gemacht hat, mit dem abscheulichen Abzinsgenuss ein Ende zu machen, muß auch den Kampf gegen die Tuberkulose aufnehmen.“ Sagen wir uns, daß die Schwindsucht uns jedes Jahr die Bevölkerung einer großen Stadt, 100 000 bis 150 000 Franzosen, geraubt hat, daß sie die Städte entvölkert, die großen wie die kleinen, ganze Berufs-klassen vernichtet, wie z. B. die Bäcker. Und dabei ist es heute über allen Zweifel erhaben: diese Krankheit, gebildet von der menschlichen Faulheit und dem Leichtsinne, ist heilbar, besonders in ihren Anfängen. Man weiß vorzüglich, auf welche Weise man sie angreifen und besiegen kann. Was wir für unsere Verwundeten tun und für die Kriegsinvaliden, das müssen wir auch für die lungenkranken Soldaten, die „Verwundeten der Tuberkulose“, versuchen.“

Verluste an Menschenleben in Krieg und Frieden. Uns, die wir diesen Weltkrieg miterleben, erschienen die Verluste an Menschenleben, die hier gefordert werden, außerordentlich groß und in gar keinen Vergleich zu setzen mit den Verlusten, die die Gesamtbevölkerung in friedlichen Zeiten erleidet. Dennoch ist der Unterschied gar kein so ungeheurer, wie wir wohl glauben. Der Tod ist im Frieden ein nicht viel seltenerer Gast als im Kriege; nur hinterläßt sein Erscheinen bei uns eine andere seelische Wirkung, hat viel des Gewaltigen und Furchtbaren verloren. Dies betont Dr. Hermann Friedmann in einem Aufsatz der bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „über Land und Meer“. Selbst die gewaltigen Opfer dieses Weltkrieges ändern, auf eine längere Reihe von Jahren verteilt, an der Sterblichkeit der europäischen Völker nicht viel. Das deutsche Volk wird nach dem Kriege zahlreicher sein als vor ihm, denn sein Geburtsüberschuß genügt, um die Lücken auszufüllen. Die Sterblichkeit des russischen Volkes vergrößert sich für die Dauer des Krieges um schätzungsweise 18 Prozent, eine ungeheure Riffer, wenn man bedenkt, daß sich im russisch-japanischen Kriege die Sterblichkeit der Russen nur um $\frac{1}{4}$ Prozent vermehrte. Trotzdem werden auch hier die Verluste wieder gedeckt. Nur Frankreich wird aus dem Kriege mit einer absolut verminderten Volkszahl hervorgehen, denn die Sterblichkeit des französischen Volkes wird durch den Krieg um 60 bis 70 Prozent erhöht, und seine geringe Geburtsziffer reicht nicht aus, um die schon stets drohende Entvölkerung aufzuhalten. Auch im Frieden sterben in Europa durchschnittlich 10 Millionen Menschen jährlich, und wenn dies der natürliche Verlauf ist, so ist doch auch die gewalttätige Vernichtung von Menschenleben in Friedenszeiten ziemlich groß. In Deutschland allein gehen jährlich durch Unfall im Verufe 10 000 Personen zugrunde. 14 000 enden durch Selbstmord, mindestens 1000 durch Verbrennen; im ganzen sterben 35 000 jährlich eines gewaltigen Todes, also fast $\frac{1}{2}$ Prozent der Gesamtsterblichkeit. Von den erwachsenen Männern der städtischen Industriebevölkerung endet jeder zehnte auf gewalttätige Weise; ein Bergarbeiter ist in seinem Arbeitsleben von tödlichen Ereignissen durchschnittlich ebenso stark bedroht wie der Soldat während eines Krieges. Europa zählt in jedem Jahre nach niedrigster Schätzung 150 000 Fälle gewaltigen Todes; da ihre Zahl nicht abnimmt, wird sie im nächsten halben Jahrhundert mindestens 8 Millionen betragen. 44 000 Menschen tötete das letzte Erdbeben in Mittelitalien, das vor dem Donnern des Weltkrieges fast überhört wurde; nicht mehr Menschen fielen 1870 auf deutscher, im mandschurischen Krieg auf russischer Seite. Die Pest tötet in Englisch-Indien jährlich mindestens 700 000, und sie ist ein unvermeidbares Übel.

Schach

Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

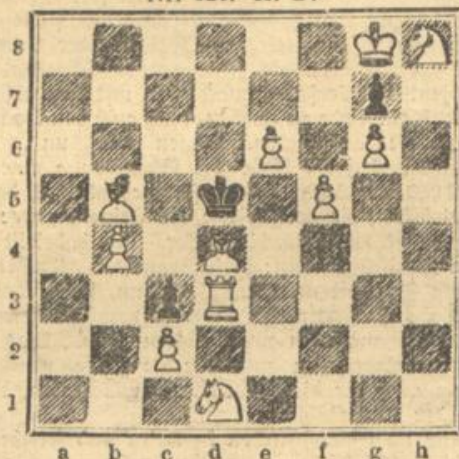
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spiel Gelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 25. April 1915.

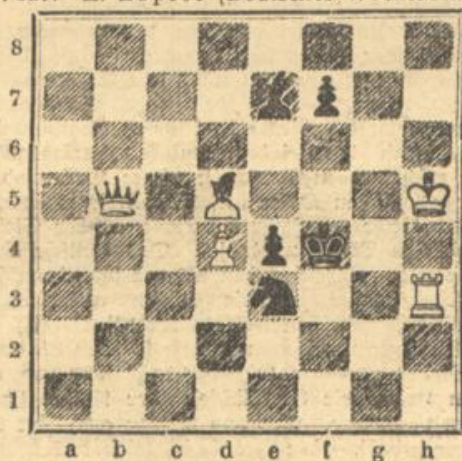
Schach-Aufgaben.

Nr. 326. H. D.



Matt in 4 Zügen.

Nr. 327. E. Zepler (Deutsches Wochenschach).



Matt in 2 Zügen.

Partie Nr. 121 (Spanisch).

Die folgende Partie wurde im vorjährigen Meisterturnier zu Mannheim gespielt.

W. John	Dr. S. Tarrasch	19. Sd2-e4!	Te8-g8
1. e2-e4	c7-c5	20. Se4xd6+	Kc8-d7
2. Sg1-f3	Sb8-c6	21. Sd6-f5!	Kd7-e6
3. Lf1-b5	a7-a6	22. Kf3-f4	Ke6-f6
4. Lb5xc6	d7xc6	23. g2-g4	h7-h6
5. d2-d4	Lc8-g4	24. h3-h4	Kf6-e6
6. d4xc5	Dd8xd1+	25. Kf4-e4	Ke6-f6
7. Ke1xd1	0-0-0+	26. f2-f3	Tg8-e8+
8. Kd1-c2	Td8-e8	27. Ke4-f4	Te8-g8 ²⁾
9. h2-h3	Lg4-h5	28. h4-h5	c6-c5
10. Ke2xf3	Te8xc5	29. g4-g5+	h6xg5+
11. Le1-f4	Te5-c6	30. Kf4-g4	Tg8xg7 ³⁾
12. Sb1-d2	Lf8-d6	31. Sf3xg7	Kf6xg7
13. Tal-e1	Sg8-f6 ¹⁾	32. Kg4xg5	b7-b5
14. e4-c5	Th8-c8	33. f3-f4	a6-a5
15. e5xf6	Te6xe1	34. a2-a4	c5-c4
16. Th1xe1	Te8xe1	35. a4xb5	c4-c3
17. f6xg7	Te1-e8	36. b2-b3	aufgegeben.
18. Lf4xd6	c7xd6		

¹⁾ Gewinnt die Qualität, aber zum eigenen Schaden. Auf Sf6-d5 15. e5xd6 Te6-f6 16. g2-g3 g7-g5 würde

17. Sd2-e4 folgen. — ²⁾ Es droht 28. g4-g5+. — ³⁾ Erzwungen, da h5-h6 droht.

Auflösungen:

Nr. 322 (3 Züge). 1. Tal, g5 2. Ta4; 1...., Kg5 2. Sf3+; 1...., g2, 2. Df4.

Nr. 323 (2 Züge). 1. Tc8.

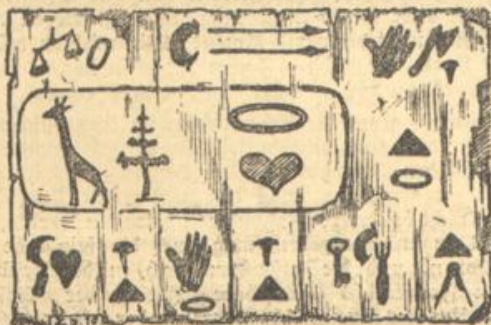
Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M-r, Dr. M-l, Wdw. J. K., Bdr. u. Max Deubert in Wiesbaden zu beiden Aufgaben, zu Nr. 223 auch Paul Zimmermann in Wiesbaden.

Briefkasten. Herrn J. V. in G.-G. Bei No. 322 scheitert 1. Kg7 an 1... g6-g5, denn es folgt auf 2. Tf4 L bel. und das Matt im 3. Zuge ist unmöglich. — Herrn L. T. in W. Eine Schachaufgabe soll nie mit dem Schlagen einer Figur und + beginnen. Ausserdem darf eine Aufgabe keine toten Figuren enthalten. Jede Figur muss für die Herbeiführung der Lösung von Bedeutung sein. Es wird uns freuen, mehr von Ihnen zu hören. — An verschiedene Einsender. Wir bitten, bei der Einsendung von Schachaufgaben die Lösung stets auf die Rückseite der Aufgabe zu schreiben, oder, was noch besser ist, in einen besonderen Umschlag zu tun. Wenn man die Lösung nicht kennt, kommt man leichter etwaigen Nebenlösungen auf die Spur.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Hieroglyphen.



Rätsel.

Die Hirschkuh birgt sich stolz in Deinem Namen,
Der zweiten Silbe Mittellaut verwandelnd,
Schmiegt sie sich an der dritten festen Mauer
Zu einem sagenhaften Klang.

Dein Ganzes wird im deutschen Heldensang,
Vom Neidkrieg einer Welt von Feinden handelnd,
Und von der hehren Abwehr der Germanen,
Jahrhunderte einst überdauern.

Luise Schenck.

Umtost vom Schlachtenlärm mit u
Liegt es im deutschen Land,
Wo mancher Wackere mit t
Ein frühes Ende fand.

H. Sch.

Schiebrätsel.

J e f f e r s o n
M o n t r e a l
K u f s t e i n
F e r n r o h r
S t r e i c h e
D r e s c h e r

Die nebenstehenden Wörter sind ohne Aenderung der Reihenfolge, also nur durch seitliche Verschiebung derart untereinander zu setzen, dass zwei senkrechte Buchs abereichen zwei feindliche Heerführer benennen.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 179.

Worträtsel: Landwehrmann. — Gruppenrätsel: Mein Volk, Du breitest adlerkühn die Schwingen, Hoch über einer Welt voll Lug und Trug. Das Heil des Friedens kämpfend zu erringen — Mein deutsches Volk zur Sonne geht Dein Flug. (Thusnelda Wolff-Kettner.)



Illustrierte Kinder-Zeitung

des

Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 9.

17. Jahrgang.

1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Wie drei Teufelchen auf die Erde kamen.

Märchen von Ilse-Dore Tanner.

Widerwurz, Kackspatz und Schmutzbartel waren drei ganz junge Teufelchen, deren Schwanz erst ein ganz kleines Stutzschwänzchen war und deren Hörner noch kaum die Größe eines kleinen Fingers hatten, sie waren aber trotz ihrer Jugend schon so ganz besonders unnütz, durchtrieben und teuflisch, daß sie des Satans Lieblinge waren und von ihm den andern kleinen Teufeln vorgezogen wurden.

Wie alle kleinen Teufel, wünschten auch die drei es sich sehr, auf die Erde zu dürfen, denn sie dachten es sich wunderschön, dort den Menschen allerlei Pöffen zu spielen. Und einmal als der Satan ganz besonders guter Laune war, erlaubte er's ihnen und versprach ihnen sogar eine Belohnung, wenn es ihnen gelänge, ein paar Kinderseelen für ihn zu gewinnen; über Kinderseelen nämlich freut er sich ganz besonders, denn sie sind ein rares Fressen für ihn.

Des Satans Großmutter borgte den dreien ihren Besen, darauf setzten sie sich und fuhren — hui — an einem schönen Tage zur Erde hinunter.

Sie landeten gerade auf einem mäßig hohen Berge, von dem sie eine gute Aussicht weit hinein ins Land hatten. Da lag zu Füßen des Berges ein großes Dorf mit schmucken Häusern, sauberen Höfen und schönen Gärten voll schwerbeladener Obstbäume und blühender Blumen.

Ganz vornean lag ein besonders stattliches Haus mit rotem Ziegeldach, grünen Fensterläden und bunten Blumenstöcken auf den Fensterimsen, und auf der grüngestrichenen Bank vor dem Hause saßen vier Kinder, drei Buben und ein Mädlein.

Die drei Teufelchen konnten alles ganz genau sehen, denn wie alle Teufel hatten sie sehr scharfe Augen, und so sahen sie auch, daß alle vier Kinder sich zärtlich umschlungen hielten, ein fröhliches Lied sangen und dazu mit den Beinen den Takt schlugen.

„Da möchte ich dazwischenschlagen“, sagte Kackspatz.

„Und die vier ärgern, daß sie blau und grün werden“, meinte Widerwurz.

„Und sie zanken, stoßen und krachen, daß es eine Lust ist“, rief Schmutzbartel und klatschte vor Vergnügen in die Hände.

Flugs saßten sich die Teufelchen an den Händen und saugten hinunter ins Dorf und gerade vor das stattliche Haus, das dem Waldhofbauern gehörte, und eins, zwei, drei fuhr ein jedes von ihnen in einen der drei blondlockigen Buben des Bauern.

Da gab plötzlich Michel, der älteste, seinem Bruder Sepp einen derben Stoß: „Du hast mich gekniffen“, schrie er.

„Ist ja gar nicht war“, rief Sepp wütend und puffte ihn wieder, „du hast mich aber mit deinem Fuß gestoßen,

daß ich einen blauen Fleck bekommen habe“, und er puffte ihn so derbe wieder, daß er gegen den dritten Bruder Bartel flog und ihn dadurch zu Boden riß. Zornig sprang Bartel auf und ging mit den Fäusten auf die beiden größeren Brüder los, und im Handumdrehen wälzten sich alle drei im wilden Kampfe auf der Erde und schlugen, stießen und kratzten einander, daß es dem kleinen Schwesterchen Mariandel, die ganz bleich und erschreckt danebenstand, himmelangst zumute wurde und sie nur immer wieder flehte: „Seid doch gut, hört doch auf, seid doch gut.“

Aber die Brüder hörten nicht auf sie, bis plötzlich der Vater mit dem Rohrstock aus dem Hause trat und einen nach dem andern der drei übers Knie legte und dann in den Holzstall sperrte; erst zum Abendessen durften sie wieder zum Vorschein kommen.

Als die ganze Familie bei der Abendsuppe saß, die drei Buben mit trotzigem Gesichtern, gab der Bartel dem Sepp plötzlich absichtlich einen Stoß, als er gerade den Löffel zum Munde führen wollte, und pardanz fiel er mitten in den Suppenteller, daß die Mehlsuppe weit umherspritzte. Zornig holte der Vater mit der Hand aus und gab dem Bartel eine Ohrfeige. Währenddessen hatte der Sepp den Michel heimlich in die Wade gekniffen und wütend schlug er mit der Faust auf den Bruder los, und als der Michel sich wehren wollte, riß er dabei seinen Suppenteller herunter, der das natürlich nicht vertragen konnte, und in Scherben sprang.

Da nahm der Vater alle drei Buben beim Kragen und warf sie vor die Tür. „Das ist gerade, als sei der Teufel in die Lümmel gefahren“, sagte er zornig.

Der Mariandel, dem guten Schwesterchen, liefen die dicken Tränen über die Backen herunter, so sehr grämte sie sich über die bösen Brüder.

Aber es kam noch viel schlimmer.

Kein Tag verging, ohne daß die drei Buben des Waldbauern miteinander zankten und rauchten. Aber nicht genug damit, sie waren faul und störrisch in der Schule, spielten den Nachbarn allerhand Schabernack, stahlen ihnen das Obst von den Bäumen, trotzdem sie genug in ihrem eigenen Garten hatten, warfen ihnen die Fenster Scheiben ein, quälten ihre Tiere — kurz, sie machten sich so unnütz wie nur möglich. Früher hatten sie die kleine Schwester sehr lieb gehabt und gern mit ihr gespielt, jetzt beachtetten sie sie gar nicht, oder wenn sie es einmal taten, so geschah es nur, um sie zu necken und zu ärgern.

Der Waldbauer und seine Frau waren ganz verzweifelt über ihre Buben, denn kein Schelten und Schlagen

half, sie wurden von Tag zu Tag böser und trogiger, und es war schier garnicht mit ihnen auszukommen.

Am meisten aber grämte sich das Mariandel, denn sie hatte ein zärtliches, kleines Herz und liebte ihre Brüder sehr. Aber all ihre Bitten an sie, doch gut zu sein, nützten gar nichts.

Im ganzen Dorf aber hieß es, „des Waldbauern Buben sind die bösesten Kinder weit und breit.“

Da geschah es eines Tages, daß die alte Wurzelfrau Sibylle, die droben in den Bergen mit allerlei Gethier in einer halbzerfallenen Hütte hauste und für eine Zauberin galt, wieder einmal herunter ins Dorf kam, um allerlei Kräuter, Salben und Mixturen, die gut und heilsam für allerlei Gebrechen waren, feilzuhalten.

Die alte Sibylle kam weit im Lande herum und hörte und sah vielerlei, und überall klagten die Leute ihr ihr Leid und fragten sie um Rat, denn sie wußte mehr als andere Menschen.

Als sie zur Waldbäuerin kam, um ihr, wie alljährlich einmal, die Salbe zu bringen, die gut gegen das Reizen in den Beinen war, das die Bäuerin manchmal plagte, und den Arzneitrank gegen das nächtliche Alpdrücken, das den Bauern oft überfiel, da hatte sie schon von anderen Leuten im Dorf gehört, was für böse Buben die Waldhofsungen geworden waren. Als darum die Bäuerin seufzte: „Es ist schier als ob sie verhext sind,“ da wußte sie gleich, wer gemeint war. Sie schüttelte ihren Kopf, und über ihr verrunzeltes, braunes Gesicht ging ein Grinsen:

„Nein, verhext sein se nit,“ sagte sie, „aber der Teufel hat da seine Hand im Spiel, das ist mal sicher.“

„Ach, Sibylle, liebe, gute Sibylle, wenn Ihr was wissen tãtet, das die Buben wieder brav macht, all' meine Ersparnisse tãt ich euch geben,“ bat die Bäuerin und faßte bittend die knochige Hand der Alten.

Das Mariandel, das mit seiner Puppe im Arm am Herd stand und mit großen Augen zugehört hatte, kam ganz dicht heran:

„Ach ja, bitte, bitte, helft,“ stammelte sie und faltete die Hãndchen.

Die Alte sah wohlgefãllig auf das hübsche blondlockige Mãdelchen und fragte dann:

„Hast deine Brüder wohl sehr lieb?“

Mariandel nickte ernsthaft: „Ja, sehr lieb,“ sagte sie.

„Würdest ihnen gerne helfen, auch wenn allerlei von dir gefordert wãrde, was nicht leicht wãr?“

„Alles, alles mœcht' ich für sie tun.“

Wieder nickte die Alte. „Dann komm heute in sieben Tagen um Mitternacht ganz allein zu mir in meine Hütte herauf. Wenn eins deine Brüder vom bösen Geist befreien kann, dann ist's so ein kleines, unschuldiges Hãrchen wie du,“ kicherte sie.

„Heute in sieben Tagen um Mitternacht komm ich zu dir und will alles tun, was du von mir verlangst,“ sagte das Mariandel ernsthaft.

Die Alte stand auf und gab der Waldhofbãuerin die Hand:

„Also vergeß nicht mir das Mariandel zu schicken.“

„Um Mitternacht und ganz allein?“ fragte die Bäuerin zaghaft.

„Genau wie ich gesagt habe, sonst hat's keinen Nutzen,“ sagte die Wurzelfrau.

Widerwurz, Kesspaß und Schmutzbartel aber fühlten sich wãhrenddessen sehr wohl in der Haut der Waldhofsungen, und fast war's, als ob sie merkten, daß irgend etwas gegen sie im Spiel sei — sie trieben es in diesen sieben Tagen nochãrger als zuvor. Just am letzten Tage aber, gegen Abend, als die Waldhofbãuerin schon schweren Herzens ihr liebes Mariandel für den Gang zur Wurzelfrau rãstete, vollfãhrten sie ihren Hauptstreich und hießten die drei Waldhofsungen die Scheune ihres Vaters anzũnden.

Der feuerschein leuchtete dem armen, kleinen Mariandel, als es seinen schweren Gang zur alten Krãuterfrau antrat. Auf den Wiesen, über die sie gehen mußte huschten

Irrlichter, und tiefschwarz gãhnte ihr der Wald entgegen, durch den ihr Weg fãhrte. Aber das Mariandel fürchtete sich nicht. Sie hielt ihre Puppe fest ans Herz gedrückt und dachte an die Brüder, denen sie doch so gerne helfen wollte, und ab und zu faltete sie die Hãndchen und betete: „Ach, lieber Gott, hilf mir doch.“

Als sie den Wald hinter sich hatte, ging es steil bergauf zwischen Felsen und Schroffen, und die Fãuße schmerzten dem armen kleinen Mãdel, aber mutig kletterte sie immer weiter. Endlich sah sie über sich einen hellen Lichtschimmer und wußte gleich: der kam aus dem Fenster der alten Sibylle.

Sie atmete auf und beeilte sich, auch das letzte Stãck des Weges zu überwinden. Und endlich sah sie dann dicht vor sich die kleine baufãllige Hütte, und vor der Tãr stand schon die Alte und neben ihr ihr großer, schwarzer Kater Murr und auf ihrer Schulter ihr Rabe Peter.

„Grüß Gott,“ sagte Mariandel laut und bot der Alten die Hand. Die murmelte irgend etwas, das Mariandel nicht verstand, und ging dann vor ihr ins Haus.

In der niedrigen Stube, in der allerlei ausgestopftes Gethier von der Decke hing, brannte unter einem hãngenden Kessel ein helles Feuer. Ohne ein Wort weiter zu sprechen ließ sich die Alte an dem großen Holztisch in der Mitte nieder, griff nach einem großen, zerlesenen Buche und las einige Zeilen daraus in einer Sprache, die dem Mariandel fremd war, und dabei warf sie ab und zu allerlei Krãuter und Pulver, die in kleinen Schalen auf dem Tisch bereitstanden, in den Kessel.

Aus diesem stieg zischend ein dichter, weißer Dampf, der sich in der ganzen Stube ausbreitete. Dem kleinen Mãdchen wurde es ganz himmelangst zu Mute.

Endlich warf Sibylle noch ein gelbes Pulver in den Kessel, und da gab es einen lauten Krach und heraus aus dem brodelnden Zauberwasser stieg der Satan.

Er machte ein bitterbœses Gesicht, und die Haare an seinem Schwanz strãubten sich vor Wut, als er knurrend fragte:

„Du hast mich gerufen, was willst du von mir?“

Mariandel war vor Angst bis in die hinterste Ecke der Stube zurũckgewichen, dort faltete sie die Hãnde und betete:

„Lieber Gott verlaß mich nicht.“

Der Satan kniff bei diesen Worten den Schwanz ein und fauchte wie eine wilde Katze, und die alte Sibylle sprang zornig auf und rief: „Laß das, sonst verlaßst du ihn und es ist für immer vorbei.“

Da war das arme Mariandel ganz still, aber still in ihrem Hãrchen betete sie weiter.

„Du sollst die drei Buben des Waldhofbauern freigeben. Du weißt, daß du es tun mußt, wenn ein unschuldiges Kind für sie bittet und ein Opfer dafãr bringen will.“

„Hoho, ein Opfer!“ höhnte der Satan. „Dreie — für jeden Buben eins.“

„Nun wohl, also drei Opfer. Willst du es tun, Mariandel?“ fragte die Alte.

„Ich will alles tun was von mir verlangt wird, nur gib die Brüder wieder frei,“ sagte das tapfere Schwesterchen.

Die falschen gelben Augen des Satans besahen sich das Mariandel von oben bis unten, wie es so da stand mit seinem unschuldigen Gesichtchen, seinen schönen blonden Locken, den frommen blauen Augen, und seine geliebte Puppe dicht ans Herz drũckend.

„Gib mir deine Puppe,“ knurrte er.

Ohne Besinnen reichte Mariandel sie ihm hin, der sie mit seinen häßlichen Krallen ergriß. „Das ist für den Jãngsten,“ sagte er.

Wieder sah er das kleine Mãdchen eine Weile an:

„Gib mir deine Locken,“ befahl er.

„Nimm sie dir,“ sagte das Mariandel, und der Satan zog eine große Schere hervor und schor ihr die Locken razefahl ab.

„Das ist für den zweiten,“ sagte er, und „gib mir dein Augenlicht,“ befahl er wieder.

„Nimm es dir,“ jagte das Mädchen, und er fuhr ihr mit seinen Krallenfingern über die Augen, und da konnte sie mit einem Male nichts mehr sehen.

„Das ist für den Ältesten,“ fauchte der Satan, und dann gab es wieder einen lauten Knall und — fort war er.

„Du bist ein tapferes kleines Mädchen,“ jagte die alte Sibylle. „Komm, ich werde dich den Berg herunter und durch den Wald führen, und sicher kommt dir dort deine Mutter entgegen, denn es wird schon Tag.“

Die Waldhofbäuerin, die wirklich schon in Angst und Sorge ihrem Mariandel entgegen kam, hätte sie fast nicht wiedererkannt mit ihrem fahlen Köpfchen und den geschlossenen Augenlidern, und weinend umarmte sie ihr Kind.

Der Michel, der Sepp und der Bartel aber waren mit einem Male so brav geworden wie nur je zuvor, und als die Mutter mit dem armen blinden Schwesterchen zurückkam, umhalsen und küßten sie es und weinten bittere Tränen darüber, daß es ihremwegen so schweres erdulden mußte.

Da das Mariandel aber die ganze Zeit, da es mit dem Satan zusammen gewesen, das beten nicht vergessen hatte, hatte der Satan keine Macht über sie, und als es am nächsten Morgen erwachte, hatte der liebe Gott ihr sein Augenlicht wiedergegeben, und die Loden wuchsen ihr auch allmählich wieder.

Widerwurz, Kackspatz und Schmutzbartel aber wurden sehr übel in der Hölle empfangen, denn der Satan war wütend, daß er wieder einmal der Geprellte war, und schalt, daß die drei zu garnichts nütze wären und die Sache ganz falsch angefangen hätten.

Des Satans Großmutter aber verprügelte sie mit ihrem Besen.

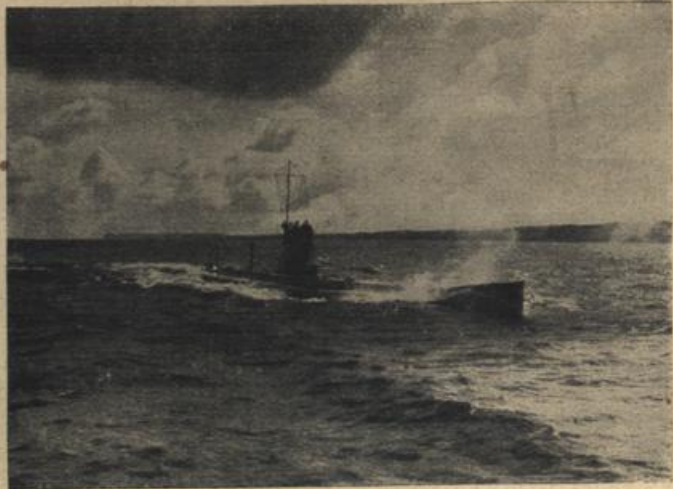
Unsere U.

Von Ph. Wittgen, Eigenheim.

Die Engländer wollten die deutschen Kriegsschiffe „wie Ratten aus ihren Höchern graben“; aber ganz bald kamen die deutschen Wasserratten, Seeteufel, und setzten das meereherrschende England in Schrecken: unsere Unterseeboote.

Obwohl ein Deutscher, der bayrische Ingenieur Wilhelm Bauer, der Erfinder der Tauchboote ist und schon 1850 im Kieler Hafen hoffnungsvolle Versuche anstellte, hat Deutschland lange gezögert mit dem Bau von Unterseebooten, einfach aus dem Grunde, weil die Technik noch nicht so weit entwickelt war, daß man die neue Waffe mit den nötigen Hilfsmitteln ausrüsten konnte, um wirklich mit ihr etwas auszurichten. Frankreich und Amerika machten große Anstrengungen, die Unterseeboote zu vervollkommen; England verschaffte sich bald auch mit dieser neuen Waffe und hatte im Sommer 1914 70 fertige Unterseeboote und Tausende im Bau. Erst im Jahre 1907 glaubte Deutschland die Zeit für gekommen, leistungsfähige Tauchboote zu bauen, zumal man jetzt in der Lage war, durch technische Erfindungen alles Vorhandene zu übertreffen.

Klein und schlank von Gestalt, ist das Unterseeboot im Innern ausgefüllt mit den mannigfachen Maschinen und Apparaten. Solange das Boot über Wasser schwimmt, ist ein Olmotor die treibende Kraft. Will es eintauchen, so nimmt es in besondere Behälter Wasser auf und läßt sich dann durch einen elektrischen Motor fortbewegen, was allerdings unter Wasser etwas langsamer von statten geht. Aus dem Wasser sieht nur das lange Seetrohr hervor, einzelne haben auch deren zwei. Mit Hilfe von eingesehten Spiegeln und Glaslinsen wirft das Seetrohr auf den weißen Tisch des Kommandanten ein verkleinertes Bild von der Außenwelt, wonach derselbe seine Beobachtungen machen und seine Anordnungen treffen kann. Der abzuschießende Torpedo hat die Gestalt einer Riesenzigarre, trägt in seinem Leibe mehrere Zentner Sprengstoff und sein mechanisches Räderwerk, das vor dem Abschuss aufgezogen wird und nun eine Propellerschraube am hinteren Ende genau wie bei einem Schiff bewegt. Das Abschießen der Torpedos geschieht durch Preßluft. Damit das Tauchboot durch den Gewichtsverlust des



Torpedos nicht in die Höhe getrieben wird, führt eine sinnige Einrichtung einem Behälter den nötigen Ersatz durch Wassereinlaß zu. In einer Tiefe von etwa 3 Meter wird das Geschloß auf das feindliche Schiff gerichtet, läuft in einer Minute 1000 Meter weit und kann 6000 Meter durchmessen. Ein Treffer reißt in den Schiffskörper ein tiefes Loch, das in wenigen Minuten dessen Untergang herbeiführt. Soll das Boot wieder ans Tageslicht kommen, so werden die Wasserbehälter durch Preßluft geleert. Freilich ist das Leben im Tauchboot nicht angenehm, obwohl auch in dieser Beziehung in der letzten Zeit bemerkenswerte Verbesserungen erzielt worden sind.

Der ganze Erdball erdröhnt von dem staunenden Lob über die Taten der deutschen Unterseeboote. Nur die Engländer schreien über Heimtücke, Unmenschlichkeit, Teufelswerk, als ob der englische Gedanke, ein ganzes Volk zu erwürgen, von einem guten Geist eingegeben sei. Der 22. September 1914, an welchem „U 9“ drei englische Kreuzer zu „Unterseebooten“ machte, bleibt für ewige Zeiten ein deutscher Ruhmestag. Zu der Besatzung von 26 Mann gehört auch der junge Wiesbadener Fied, ehemaliger Schüler der Lehrerschule. Er hat uns Ausführliches berichtet, u. a.: „Wir hätten noch einen Engländer heruntergeholt, wenn wir noch einen Torpedo gehabt hätten. So mußten wir bis auf den Meeresboden untertauchen und sahen nun, wie englische Kriegsschiffe über uns wegfuhr, um uns zu suchen und nicht zu finden. Als wir endlich auftauchten, war kein Feind mehr zu sehen. Nicht wenig wurden wir in Wilhelmshaven begrüßt; denn dort wußte man schon alles durch die drahtlose Telegraphie.“

Als die plötzliche Mobilmachung kam, war Kapitänleutnant Weddigen gerade bei den Vorbereitungen zu seiner Hochzeit. Von der Kriegstraumung ging er freudig zur See und bald darauf ins Tauchboot „U 9“. Wohl selten ist ein Held mit seiner tapferen Schar mehr besungen worden. Von den vielen Liedern auf „U 9“ geben wir ein Gedicht von Rudolf Diez wieder:

„Hätten Frieden wir im Land,
Sollt heut“, sprach der Kommandant,
„Polterabend bei mir sein —
England, wart, ich brock dir's ein!“

Dann flucht Otto Weddigen:
„So 'nen Kreuzer, hätt' ich 'n!
Hei, das wäre herzerlabend
Heut an meinem Polterabend!“

Kaum geflucht, da kam vorbei
Nicht ein Kreuzer, aber drei.
Drei Torpedos — bum, bum, bum,
Und drei Kreuzer lagen um.

Sanken in das tiefe Meer;
Weddigen, der freut sich sehr.
Ei, das hat gepoltert fein —
Wie wird erst die Hochzeit sein!



Deutsche Soldatennamen.

In der „Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins“ gibt Tesch (Köln) folgende Erklärungen deutscher Soldatennamen: Der Rekrut hat seinen Namen von dem französischen recrue = Nachwuchs. Wird er Füsilier, dann heißt er auf deutsch eigentlich Flintenträger. Denn wie Flinten von dem niederdeutschen Wort Flint = Feuerstein herkommt, so kommt auch Füsilier von dem französischen fusil, das gleichfalls Feuerstein bedeutet. Das Wort fusil hängt mit dem lateinischen Wort focillus zusammen, das eine Ableitung von focus = Herd, Feuerstätte ist. Der Grenadier ist nach den Mannschaften benannt, die früher Handgranaten zu werfen hatten. Das Wort Granate kommt von dem lateinischen granum = Korn. Das Geschöß wurde so benannt, weil es eine mit Pulverkörnern gefüllte Kugel war. Der Musketier hat seinen Namen von dem italienischen Worte moschetto, womit man eine kleine Sperberart bezeichnet, die zur Beize diente. Von den Tieren ist der Name auf die Waffe übergegangen, da sie gewissermaßen an die Stelle des Tieres trat, freilich nicht bei der Jagd, sondern im Kriege. Der Pionier hat seine Bezeichnung vom französischen pion = Fußgänger und bedeutet Fußsoldat. Husar ist ein ungarisches Wort und heißt leichter Reiter, nach anderen zwanzigster, da der König Matthias Corvinus (1458-1490), aus dessen Zeit es stammt, bestimmte, daß von zwanzig Ausgehobenen immer einer ein Reiter sein mußte. Der Ulan ist eigentlich ein leichter tartarischer Reiter. Die Türken nannten ihn oghlan, d. h. junger Mann, die Polen ulansky. Friedrich II. hat diese Truppengattung in Preußen eingeführt. Dragoner sind eigentlich draconarii = Drachensoldaten. Dieser Name stammt aus dem Mittelalter, wo die so bezeichneten Soldaten bei Prozessionen des Papstes auf der Lanze ein Drachenschild, das Sinnbild des Teufels, trugen. Die Entstehung der Truppengattung wird verschieden angegeben. Die einen bezeichnen den König Heinrich IV. von Frankreich († 1610), die andern den Prinzen von Parma (um 1580) und die dritten den Herzog Ernst von Mansfeld, den berühmten Führer im dreißigjährigen Kriege, als ihren Schöpfer. Der Kürassier ist nach Kürasch benannt, einem Worte, das vom französischen cuirasso herkommt. Es hängt mit cuir = Leder zusammen. Kürasch heißt demnach Lederpanzer.

Die Namen der Truppengattungen geben ein deutliches Bild davon, wie sehr das heutige Kriegswesen auswärtiger Herkunft ist. Der Einfluß des Auslandes ist am klarsten an dem ältesten Wort Artillerie zu erkennen. Sein Ursprung ist nicht sicher zu erklären. Da es schon vor der Erfindung des Schießpulvers gebräuchlich war und neben dem gesamten Kriegsmaschinenwesen besonders die alten Wurfmaschinen bezeichnete, die aus starken Bogen mit Spannseilen hergestellt waren, um Balken und Steine zu schleudern, so wollen es einige Gelehrte für eine Zusammenfügung von arcus = Bogen und telum = Geschöß halten und etwa mit Schießbogen übersetzen. Andere führen das Wort auf das lateinische ars tollendi zurück, d. h. die Kunst zu heben oder zu werfen. Dritte wieder legen ihm das provenzalische Wort artilha = Festungswerk zugrunde, in dem die lateinische Wortwurzel ars = Kunst steckt. Die vierten dagegen leiten es von dem lateinischen articula her, einem Verkleinerungswort von ars. Aus articula wurde in

der italienischen Heeresprache artigleria und in der französischen artillerie. In dieser Gestalt ist das Wort seit etwa 1600 bei uns zur Herrschaft gelangt. Um dieselbe Zeit erschien das Wort Kavallerie in Deutschland. Es ist von dem lateinischen Worte caballus abzuleiten, das ein zu den verschiedensten Diensten verwendetes Pferd bezeichnet. Aus diesem Worte entstand das italienische cavalleria und das französische cavallerie. Letzteres wurde ein bevorzugtes Modewort und verdrängte die deutschen Ausdrücke Reuterei oder „der reißige Jeng“. Ebenso fremdländisch klingt Infanterie, ein Wort, das sich aus dem lateinischen infans = Kind gebildet hat. Dieses ging als Infante = Knabe oder Knappe in die italienische Sprache über. Daraus wurde spanisch infanteria und französisch infanterie, dem im 17. Jahrhundert das für dieselbe Waffengattung übliche Wort Fußvolk weichen mußte.



Felis vulgo catus.

Eine Katz.

Da seht mir den gelehrten Hund,
Wie er bestaunet seinen Fund,
Das ist fürwahr ja eine Katz,
Ein Mäusejäger mit scharfer Katz.
Wie ist der Feind so plötzlich nah!
Herr Pluto knurrt, sein Mut ist da,
Nur eines kann er begreifen nicht,
Daß Miez ihm nicht springt ins Gesicht.

Ein Vater an sein Kind.

Meine liebe Gretel!

Auch Du bekommst von mir einen Brief. Auch an Dich denke ich zu jeder Zeit. Mir ist es schwer gefallen, von Euch wegzugehen, das Herz hat mir sehr wehe getan, als ich meine liebe Heimat und Euch, meine Lieben, verlassen mußte. Aber es mußte sein. Jeder Mann, der gesund ist, muß hinaus, das Vaterland zu verteidigen, sonst kommen die Feinde ins Land und rauben uns alles. Liebe Gretel! Wenn Du in Deiner Klasse eine Schulfreundin hast, deren Vater auch mit in den Krieg gegangen ist oder gar schon hat sterben müssen, die bringst Du mit zur Mama und setzt sie an den Tisch auf meinen Stuhl und gibst ihr Mittag-

essen. Ich weiß, daß Du, liebe Gretel, das gern tust, und wenn ich erfahre, daß Du das getan hast, so werde ich mich sehr darüber freuen. Frage aber vorher Deinen Herrn Lehrer, der Dir schon ein Mädchen mitgeben wird. Heute war ich in der Kirche und habe Gott für Euch alle, meine Lieben, gebeten, daß er Euch gesund erhält und Euch die Freude erleben lassen möge, Euch wiederzusehen. Die Orgel spielte schön und der Gesang der vielen Soldaten durchbrauste mächtig die Hallen der katholischen Kirche. Viele Männer, die auch alle Frauen und Kinder zu Hause haben wie ich, waren darunter, und so manche Träne wurde vergossen. Ich bin Gott sei Dank gesund und hoffentlich Du, Mama und Hans und Lotte auch. Schreibt mir nur etwas öfter, ich erwarte sehnlichst jedes Lebenszeichen, und wenn ich etwas habe, so lese ich es immer und immer wieder durch. Dabei bin ich immer im Geiste bei Euch und drücke Euch einen Kuß auf den Mund. Seht nur nach den Sternen, dorthin sehe ich auch, die bringen Euch Grüße von mir und blicken mit Liebe auf uns alle nieder, die wir mit Liebe verbunden sind. Nun schlaf wohl, mein Gretel, träume süß von Deinem Dich liebenden Papa.

Eine Märchenvilla.

Eine Villa aus Glas hat sich vor einer Reihe von Jahren ein reicher Amerikaner in einen See hineinbauen lassen. Das Fachwerk des Gebäudes ist aus Eisen und der Fußboden aus Steinen gefertigt. Die Seitenwände und Decken sind aus Glasplatten. Die Luft wird durch Ventilationsröhren zugeführt, die auf der Oberfläche des Sees in künstlichen Wasserrosen endigen. Das Haus ist durch einen Gang, der ebenfalls aus Glasplatten gebaut ist, mit dem Ufer verbunden. Der Aufenthalt in diesem Gebäude soll sehr angenehm sein; außerdem ist es interessant, die durch das elektrische Licht herbeigelockten Fische zu beobachten.

Nach den Weisheitszähnen.

Lehrerin: „Elachen, sage mir, wie nennt man die Zähne, die beim Menschen zuletzt kommen?“ — Elfa: „Die falschen Zähne.“

Das reinliche Kind.

Mama: „Aber Kurt, wie bist du wieder schmutzig! Sag' mir nur, wie kommst du zu so schmutzigen Händen?“ — „Weißt du, Mama, ich hab' mir vielleicht ins Gesicht gefaßt.“

Rätselhafte Inschrift.

Manmussdase isens, chmi edensol an
geswar mist.
We rand erno ineg, rub egr äbtfall,
tselbs thine in.
Washa enschenn ichtl erntlern
thansnim merm ehr.
Tur echt für, chtegot tun, dsche ueni
emand.
En deg, utal lesgut.
Was bedeuten die so besondern Sätze?

Auflösung der Knacknuss aus der vorigen Nummer:

Es warten 36 Personen.